

Wie Neutalieu Verträge schließt und hält.

I. Abschluß der Septemberkonvention.

Alte Kammerverhandlungen wirken, wenn sie zu Zwecken historischer Forschung massenhaft genossen werden müssen, zumeist erstaunlich ansehnend; zuweilen aber sind sie lehrreich wie ein politischer Anschauungsunterricht, ergötzlich oder ergreifend wie ein spannendes Drama. Sie können einen tragischen Einschnitt bekommen, wenn eine Mehrheit Unrecht beschließt und eine Minderheit schonungslos niedertrampelt. Indes kommen Liebhaber unwillkürlicher Lustspiele zum Glück häufiger auf ihre Rechnung. Die allzumenschlichen Hintergründe der Politik werden nicht selten durch die Veruhsolitik selbst in grelle Beleuchtung gerückt. Je erhabener die Veruhsolitiker sonst im wallenden Prunkgewand politischer Hochziele einhererschreiten, um so verblüffender wirkt der Gegensatz. In verhüllender Redekracht sind die italienischen Politiker von je geborene Meister gewesen, ein Epigonengewimmel ciceronianischer Schleißenberechsamkeit; wehe, wenn sie losgelassen. Im Juni des Jahres 1863, und zwar am 12., 13., 15., 16., 17., 18., 19., 20., hat in der Turiner Kammer die Interpellation Macchi und Ricciardi alle Schleißen aufgezogen: bald strömten in breitem Behagen hundertmal gehörte Gemeinplätze endlos dahin, bald haben erregte Worte lebhaftes Szenen hervorgerufen. Das Nationalthema, die römische Frage, trug fast allein die Kosten der mehr als fünfzigstündigen Unterhaltung. Mittendrin, am 13., 16. und 19., bezogen sich zwei folgende Redner auf den Ausspruch eines namhaften Vorredners. Stellt man diese Äußerungen nebeneinander, so könnte man darin das Motiv zu einem Lustspiel finden: der Radikalismus ein Hungerzustand. Wie der Hunger naturnotwendig aufhört, wenn die Essenstätigkeit einsetzt und zu voller Sättigung fortgeschreitet, so weicht naturnotwendig der Radikalismus, der Mächthunger ist, wenn sein Befenner sich Machtmittel, welche sie seien, einzuverleiben in die Lage kommt. Ja sogar die sichere Erwartung, die begründete Hoffnung solcher Mahlzeit wirkt sänftigend und sittigend auf den Radikalismus ein.

Da erhob sich der Außenminister Visconti Venosta und sprach unter anderem die denkwürdigen Worte: „Ich meine, daß Italien nicht eine ununterbrochene Revolution inmitten von Europa sein soll; wir sind nicht bloß das Ergebnis einer Revolution, vielmehr sind wir der Ertrag einer großen nationalliberalen Bewegung, an deren Spitze stets die Regierung stand.“ Allein dieser Bürgerstolz vor dem Thron der Volkssouveränität sollte dem Herrn Minister nicht gut bekommen. Zwei Tage später sprach La Farina, der Vertraute Cavour's, der Mitwisser von tausend Geheimnissen, der Veranstalter vieler Heimlichkeiten. Er nahm ausdrücklich Bezug auf die angeführten Worte Visconti Venosta's und sagte: „Ich nehme diese Ansicht nicht an, glaube vielmehr, daß wir eine der größten Revolutionen der modernen Zeiten gemacht haben.“ Nun tat er die Tore seiner persönlichen Erinnerungen an eigene Erlebnisse weit auf, wies nach, wie „ultrarevolutionär die Eroberung Siziliens und Neapels gewesen ist, und wie ultrarevolutionär sie von der Turiner Regierung betrieben wurde, wie ultrarevolutionär der Einmarsch in die Marken und in Umbrien war, wie ultrarevolutionär das Nationalprogramm Roma capitale erscheint. Nie dürfe man seine Mutter verleugnen, „und unsere Mutter ist die Revolution“. Er stand aber doch auf dem Standpunkt, daß die Geburtswehen Sache der Mutter sind, nicht die der Söhne und Erben. Deshalb fügte er bei: „Aber freilich, wenn die Revolution Regierung geworden ist, dann ändert sie natürlich ihr Benehmen, ihr Vorgehen.“ „Am Tage, da die Revolution Regierung wird, braucht sie Ordnung, um sich festzusetzen.“ Dem halbsatten La Farina sprang, abermals nach zwei Tagen, ein hungriger Panther in den Nacken, Bertani, der Freund Garibaldi's. Scharf wies er die Behauptung zurück, daß die Revolution ihre Aufgabe erfüllt habe und Regierung wurde. Noch stehe Venedig und Rom aus, noch sei die Revolution „unvermeidliche Erlöserin“; noch immer müsse sie angerufen, müsse gesegnet und gepriesen werden usw. usw. Wann sei die Revolution Regierung geworden? Erst dann, wenn Mitglieder der Revolutionsparteien die obersten Stellen besetzen, wenn sie Minister geworden sind. Das war deutlich.

Es gab in der Kammer gar manche Mitwisser und Mittäter der großen Revolution, die da gesegnet und gepriesen wurden. Nun sie „Ehrenwerte“ geworden waren und auf festen Abgeordnetenstühlen saßen, wollte jeder dabei gewesen sein, mehr wissen als die andern. Wenn Revolution Trumpf war, spielte jeder den wilden Mann. Keinem lag diese Rolle besser als

dem General Vixio. Auch er sagte seinen Spruch: „Jede Regierung steht bei uns im Dienst der Revolution. Wenn morgen in Italien eine ernst zu nehmende Revolution ausbricht, wird die Regierung gezwungen sein, sie zu unterstützen. So war es in Sizilien und anderwärts; so wird es sein, wenn in Triest oder Südtirol oder, wie ich es herbeisehne, in Rom die Revolution ausbricht, wenn die Franzosen von dort nicht weggehen“ (er hätte hinzufügen können, erst recht, wenn sie weggehen). „Wo immer es losgeht, die Regierung wird dem Land folgen müssen.“

Indes war die römische Frage damals auf einem toten Punkt angelangt, und alle Redeströme vermochten es nicht, sie wieder in Fluß zu bringen. Das sollte erst im nächsten Jahre geschehen. Nach langen geheimen Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zwischen Frankreich und Italien zustande, der nach seinem Datum (1864, September 15) die Septemberkonvention heißt. Sie war ein Werk der Regierung, nicht der Revolutionsparteien. Die erwähnten Kammerverhandlungen des Jahres 1863 weisen aber deutlich darauf hin, wie die italienische Politik aufs engste mit der Tätigkeit der Revolutionsparteien zusammenhängt. Ein Überblick über die italienische Außenpolitik des Jahres 1864, deren Hauptergebnis die Septemberkonvention war, wird versuchen müssen, Einblick in die geheime Werkstatt Garibaldis und Mazzinis zu erlangen, ehe er die Rückengeheimnisse des Auswärtigen Amtes zu ergründen unternimmt.

* * *

Am Nachmittag des 3. Januar 1864 verhaftete die Pariser Polizei vier Italiener, die sie seit deren Ankunft auf Schritt und Tritt beobachtet hatte. Als diese Leute nämlich am 24. Dezember 1863 von der Schweiz kommend unterwegs nach Paris die Grenze überschritten, erkannte die Grenzpolizei einen von ihnen namens Raffaeli Trabucco und meldete ihn in Paris zum Voraus an. Dieser Allermeltsabenteurer, 1857 in Paris wegen Betrugs zu einem Jahr Gefängnis, 1861 in London wegen Diebstahls zu drei Monaten Haft verurteilt, ist indes nicht der Rädelsführer gewesen. Der, welcher die andern angeworben hatte, war Pasquale Greco. An ihn kamen drei Tage nach der Verhaftung 500 Franken von seiten eines Londoner Bankhauses, das in bekannten und nahen Beziehungen zu Giuseppe Mazzini stand.

Es handelte sich um einen besonders bössartigen Anschlag wider das Leben des Kaisers. Der Staatsanwalt faßte das Ergebnis der Untersuchung wie folgt zusammen: Meines Wissens ist nie ein Verbrechen mit

größeren Geschick vorbereitet, sind nie Verschwörer besser ausgewählt, mit schrecklicheren Waffen ausgerüstet worden; nie war ein bei Zeiten entdecktes Attentat näher am Vollzug. Die Gerichtsverhandlungen fanden in den letzten Tagen des Februar statt. Angeklagt waren fünf Individuen: Pasquale Greco, genannt Fioretti, 27 Jahre alt, Musiklehrer aus Pavia; Raffaeli Trabucco, 40 Jahre alt, Waldhornlehrer aus Città d'Aversa; Natale Agostino Imperatori, 33 Jahre alt, Buchhändler aus Lugano; Angelo Scaglioni, genannt Muscoli, 22 Jahre alt, Student aus San Giuseppe bei Pavia. Greco und Trabucco wurden zu lebenslänglicher Strafverschickung verurteilt, Imperatori und Scaglioni zu 20 Jahren Gefängnis. Die Verhandlung wider den Fünften vollzog sich in Abwesenheit des Beklagten. Es war kein Geringerer als Giuseppe Mazzini, derzeit in London. Am 30. März sprach ihn das Assisengericht des Seine-Departements der Urheberschaft des Attentatsplanes schuldig, verurteilte in Abwesenheit auch ihn zur Strafverschickung, überdies zu den Kosten des Verfahrens wider Greco und Genossen. Es ist das zweite Mal gewesen, daß ihn in Frankreich dieses Urteil traf; denn schon 1857 war er im Prozeß gegen Tibaldi und Genossen des gleichen Verbrechens schuldig befunden und zur nämlichen Strafe verurteilt worden. Seinen Einfluß meinte man auch im Prozeß gegen Donati (1858) wahrgenommen zu haben. In beiden Fällen handelte es sich ingleichem um Attentate gegen Napoleon III. Greco, Imperatori und Scaglioni waren Garibaldianer a. D.; die zwei Letztgenannten trugen zudem das Erinnerungsabzeichen der Unternehmung gegen Sizilien, des Zuges der „Tausend“. So kam es, daß die beiden großen Namen der italienischen Aktionspartei im Gerichtssaal öfters nebeneinander genannt wurden, deren Träger im Leben sich sonst fremd und feind genug gegenüberstanden, Garibaldi und Mazzini; der eine, der nach den Worten des Staatsanwaltes „seine Aspirationen und seinen Haß hinausruft“ — jedermann in Frankreich mußte sich damals noch an Garibaldis Wutausbrüche gegen Napoleon III. aus dem Sommer 1862 erinnern — „der andere, der im verborgenen Geheimbünde leitet“. Der journalistische Anhang der beiden zeterte wie üblich über die Höflingsjustiz, von Schergen des Despotismus gehandhabt; als aber die freie und neutrale Schweiz sich mit einem Verdikt einfind, versagte die Walze. Am 15. April 1864 erklärte der Bundesrat, „das Verbannungsdekret gegen Mazzini werde aufrechterhalten und erneuert“; das geschehe „in Erwägung der Tatsache, daß Mazzini schon zu wiederholten Malen und erst neuerdings

im vergangenen Sommer zu Lugano das ihm gewährte Asyl in einer Weise mißbraucht habe, welche die Sicherheit der Schweiz in ihren Außenbeziehungen zu stören geeignet erscheine“. Das Pariser Gericht wollte festgestellt haben, daß im Sommer 1863 zu Lugano Greco mit Mazzini verkehrte, der Attentatsplan ausgeheckt, die Anwerbung der Spießgesellen in die Wege geleitet worden sei. Die Erklärung des Schweizer Bundesrates veröffentlichte der Pariser Moniteur am 18. April. Und tags zuvor fand in Teddington bei London unter dem gastlichen Dach des russischen Flüchtlings Herzen eine Begegnung Garibaldis und Mazzinis statt, von der unter den Anhängern der beiden Versöhnung hier befürchtet, dort erhofft wurde.

In England hatte das Vorgehen der Gerichte gegen Mazzini, das nach den Prozeßakten der Sache Greco unvermeidlich war, peinliches Aufsehen erregt, umsomehr als zugleich Sir James Stansfeld aufs schwerste bloßgestellt schien, der nicht bloß Mitglied des Parlaments, sondern auch als Junior Lord der Admiralität Mitglied der Regierung gewesen ist. Er mußte seine Stellung niederlegen; im Unterhause wurde die Ausweisung Mazzinis mit knapper Mehrheit abgelehnt. Mazzini leugnete alles ab, schrieb an die „Times“ einen Brief zugunsten Stansfelds, dem auch Lord Palmerston im Parlament hohes Lob spendete. Die erste Erregung war verraucht, als in England eine Sensation losbrach, die alles übrige verschwinden ließ: der Garibalditaumel, der mit der Landung des Generals in Southampton am 3. April 1864 4 Uhr nachmittags anhub, mit dem Triumphzug durch die Straßen Londons am 11. April in Paroxysmus ausartete, in diesem Zustand bis zum 22. sich erhielt, in der plötzlichen Abreise des vergötterten Helden dann einen jähen Abschluß fand, der zu vielerlei Streitigkeiten Anlaß bot. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn Minghetti über diese „höchst merkwürdige Episode der Zeitgeschichte“ schrieb: „Ich glaube nicht, daß ein Herrscher oder ein Eroberer je mit solcher Begeisterung empfangen und höher geehrt worden ist von der Regierung, der Aristokratie, dem Volk. Es waren Kundgebungen, die lärmender nicht sein konnten und jedes Maß überschritten.“ Garibaldi wohnte während der Londoner Tage in Staffordhouse beim Herzog von Sutherland; fast sechs Stunden nahm der Zug vom Bahnhof bis dorthin in Anspruch; eine halbe Million Einwohner bildeten nach den „Times“ Spalier. In diesem Festzug wie bei folgenden Festlichkeiten waren die Freimaurer durch die Memphisloge vertreten; auch Arbeitervertretungen fanden sich ein, die aber von der

bornehmen Welt, die Garibaldi förmlich in Pacht genommen hatte, sehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Zwei Feste zu Ehren des Heros wurden im Kristallpalast veranstaltet; das erste am 16. April, wie ausdrücklich gesagt wurde, für die oberen und reichen Kreise; das andere, am 19., wurde als the people's reception bezeichnet, fiel aber neben dem ersten stark ab. Wer die gemessene Haltung unserer bornehmen Welt kennt, schrieb ein Berichterstatter, der kann beurteilen, was es heißt, daß unter deren Beifallsgetobe das Gebäude zu wanken schien. Noch aufgeregter wurden die hohen Herrschaften bei der Festvorstellung in Her Majesty's Theatre. Als da die neue Garibaldihymne erklang, wurde deren letzte Strophe, in der Garibaldi als Erlöser gefeiert wird und die in den Ruf „Zu den Waffen“ ausklingt, vom ganzen hocherlesenen Publikum mitgesungen: this was sung, or rather vociferated by the whole company with a demonstrative energy, that could not possibly be misunderstood („Times“ vom 20. April 1864 Nr. 24851). Einen Gipfel erreichten die Ehrungen durch den Besuch, den der Thronfolger am 22. April mittags in Staffordhouse dem General abstattete; es war das erste Mal, daß der damals 23jährige nachmalige Eduard VII. einen Schritt tat, der europäisches Aufsehen erregte. „Mit aufrichtiger Befriedigung wird dieser Besuch im ganzen Land aufgenommen werden“, schrieben die „Times“; „dergleichen ist schmachvoll“, dagegen der Tuileriengünstling Mérimée an seinen Freund Panizzi, den Direktor des Britischen Museums, der beim Jubeltrubel redlich mitgemacht hatte. Wenige Tage darauf brach im französischen Senat der Marquis de Boissy eine Gelegenheit vom Zaune, um zu erklären: „Die englische Flagge, die hassen wir alle“; dem Prinzen von Wales widmete er die nicht minder deutlichen Worte: „Wir sahen jüngst den Erben einer Krone sich entehren, indem er einem Freibeuter die Hand drückte. Er sehe sich vor, der unvorsichtige Prinz, die Revolution gibt keinen Pardon, sie heudet nur erst aus!“ Programmgemäß sollte Garibaldis Triumphzug durch ganz England fortgesetzt, der Günstling der Herzoge und Herzoginnen vor dem People zur Schau gestellt werden; mehr als dreißig Städte rühmten sich bereits, seine Zusage zu haben. Mit einemmal brach er seinen Aufenthalt ab, verließ fast heimlich London und segelte von Plymouth am Morgen des 27. April ab. Im Greco-Prozeß machte der Verteidiger Scaglioni geltend, die Jugend ver falle dem unwiderstehlichen Zauber des legendären Helden, für Scaglioni sei Garibaldi ein Gott. Er ahnte nicht, welche Massenbestätigung diese Worte binnen kurzem

finden sollten. Weit von der Apotheose waren die Londoner Vorgänge nicht. Im Roman von Robert Hugh Benson „Der Herr der Welt“ ist der Eindruck, den das Erscheinen des maurerischen Präsidenten von Europa hervorruft, beschrieben: „... Tausende jubelten ihm zu und priesen ihn als ihren Herrn und Gott“¹. Wer da meint, das gebe es nur in Romanen, der vergegenwärtige sich aus allen erreichbaren Beschreibungen von Teilnehmern den englischen Taumel, der Garibaldi umbrauschte und vergötterte.

Als Garibaldis Besuch unmittelbar bevorstand, schrieb Mérimée an Panizzi: Passen Sie auf, daß er bei Ihnen nicht gar zu arge Dummheiten sagt; das nämlich ist ihm so naturgemäß, wie dem Apfelbaum, daß er Äpfel trägt. Die Apfelernte fiel denn auch reichlich aus. Man kann leider nicht annehmen, daß er seine Zuhörer dazu brachte, sich statt seiner zu schämen, wenn er ausrief: England sei die Zuflucht und Hoffnung aller unterdrückten Völker der Welt! Nicht uneben bemerkte ein zeitgenössischer Publizist zu derlei Unstimmigkeiten: Längst baumelte Garibaldi an der Takelage eines englischen Schiffes, wenn er Iren und Hindus die Hälfte von dem gesagt hätte, was er gewohnheitsmäßig Polen, Ungarn, Südslawen vordekklamiert. Es konnte aber wohl der Regierung nicht angenehm sein, wenn im Augenblick, wo die Diplomaten Europas in London sich zu Verhandlungen einfanden sollten, in denen man das Völkerrecht nicht grundsätzlich als Luft behandeln durfte, Garibaldi immer wieder mit peinlicher Inbrunst beteuerte, ohne englische Hilfe hätte er nie vermocht, den König von Neapel um seinen Thron zu bringen. Dazu kam, daß England diese Hilfe offiziell stets ableugnete. Ist dieses der Grund gewesen, daß englische Ärzte mit einemmal erklärten, die Gesundheit des Generals, dieser Weltwert, sei den Maßlosigkeiten seiner Verehrer nicht gewachsen? Großer Streit erhob sich darüber im Ober- und Unterhaus, in den Klubs, in Zeitungen und Zeitschriften; Lords erhoben sich wider Lords, Komitees gegen Komitees, Ärzte gegen Ärzte. Der Leibarzt des Helden, Basile, erklärte, nie sei der General wohler gewesen, das Vorschützen von Gesundheitsrückichten sei fauler Zauber. Die Tatsache blieb, daß Garibaldis Aufenthalt plötzlich abgebrochen wurde und die Öffentlichkeit keinen andern Grund erfuhr, als den Dr. Fergusson, der englische Arzt, öffentlich kundgab. In weiten Kreisen wollte man aber nicht glauben, daß dies maßgebend gewesen sei.

¹ Deutsch von G. M. von Rama (1911) 385.

Stimmen. 91. 5.

Im Wirbel der Festlichkeiten war die Begegnung bei Herzen nicht sonderlich beachtet worden; die Veranstalter hatten klugerweise den englischen Sonntag dafür gewählt. Die Turiner Unità brachte die Trinksprüche. Also sprach Mazzini: „Der Freiheit, der Verbrüderung der Völker; dem Mann, der heut diesen Gedanken verkörpert, Giuseppe Garibaldi!“ „Den Polen, die seit einem Jahr für die Freiheit kämpfen und sterben!“ „Dem neuen Rußland, das das Andenken an ein zaristisches Rußland vernichten wird!“ Garibaldi erwiderte u. a.: „Ich will heute eine Erklärung abgeben, welche ich schon lange hätte abgeben sollen.“ Als ich noch jung war, suchte ich, „wie der Durstende eine Quelle“, einen Ratgeber, und fand ihn. „Er hat gewacht, als alle schliefen“, „mein Freund, mein Lehrer, Giuseppe Mazzini“. Die nämliche Unità beurteilte Garibaldis Abreise wie folgt: „Polen, Ungarn, Slawen, Venetianer, Römer, alle unterdrückten Völker, welche sich bereit hielten, unter Garibaldis Führung die letzte Schlacht zu schlagen, sie alle sind verwirrt, betroffen.“ Bringt man ihn nach Caprera, so kann er „seine feierlichen Versprechungen nicht halten“, „unsere Hoffnungen sind vernichtet“, „die unter schweren Opfern getroffenen Vorbereitungen zur Revolution werden nutzlos sein“.

Was sollte das heißen? War es leeres Gerede? Durchaus nicht. Die Einkreisung Österreichs durch Revolutionen in Serbien, Rumänien, Ungarn, Polen, um dann den Angriff auf Venetien zu wagen, ist ein Erbstück Cavourscher Politik. Der Abgeordnete Coppino hat in der Kammer zu Turin am 11. November 1864 einen Nachruf Rossuths auf Cavour mitgeteilt: So ist der Titan hingegangen, der die Aspirationen aller unterdrückten Völker unterstützte! Eine Minenreihe zog sich von Italien an der Ostküste des Adriatischen und Ionischen Meeres, dann durch die Balkanländer und die Donau aufwärts. Er war der Mann, sie springen zu lassen und die Throne der Erbmonarchien mit einem Flammenmeer zu umgeben, in dem sie untergehen sollten. Die Erwähnung des Ionischen Meeres bezog sich darauf, daß die Revolution in Griechenland erwartet wurde. Als sie eintrat, war ein Eingreifen Garibaldis geplant und stand nahe bevor. Indes mit dem Ruf Roma o morte, der am 1. August 1862 zum erstenmal ertönte, wurde die Bewegung abgelenkt und wider Rom geworfen. Da griff der König von Italien ein, der nichts weniger wollte als die Proklamierung der Republik auf dem Kapitol. Bei Aspromonte wurden die Freischaren zerstreut, Garibaldi verwundet und gefangen. Man gab ihn aber bald wieder frei. Aus der Zeit der Vorbereitung

dieser Revolutionierung Osteuropas im Jahre 1862 teilt Kossuth die Worte Kaiser Napoleons mit: „Von den längs der Donau wohnenden Völkern haben nur die Ungarn und Serben meine Sympathie; aber ich frage mich oft, wäre es nicht leichter, unter Michael ein starkes kriegerisches Südslawien zu bilden, als unter ich weiß nicht wem ein ungarisches Königreich?“ Kossuth selbst fügt hinzu: „Es ist nämlich beschlossene Sache, daß Serbien im Frühling seinen Unabhängigkeitskampf beginnt. Aus Paris hat man Michael Artillerieoffiziere geschickt. Vierhundert neue Kanonen sind da. Da man Waffen wegen des englisch-türkischen Seevertrags nicht senden konnte, gingen Maschinen und Arbeiter ab; in Petersburg sind Schritte getan worden, damit von dort Waffen geliefert werden.“ Als nun 1863 die polnische Erhebung eintrat, meinten die Führer der garibaldinischen Aktionspartei wie auch Mazzini, nie könne ein günstigerer Augenblick kommen. Während aber die einen zuerst die Revolution im Osten wollten und Garibaldi für den Zauberer hielten, der nur zu erscheinen brauche, um Wunder des heiligen Nationalegoismus zu wirken, ging Mazzinis Plan dahin, daß in Venetien begonnen werden müsse. Einige Erfolge auf diesem Schauplatz würden den großen Losbruch im Osten herbeiführen, deshalb müsse Garibaldi in Italien bleiben und die Venetianer beseuern. Beide Pläne wurden unabhängig von einander und ohne gegenseitiges Einverständnis betrieben. Vielleicht der Einzige, der beide genau kannte, beide heimlich und wirksam begünstigte, war König Viktor Emanuel.

Mit diesen verwickelten Angelegenheiten hängt nun Garibaldis Apotheose in England wie auch seine plötzliche Abreise zusammen. Marco Minghetti, damals italienischer Ministerpräsident, dem vielleicht alle Umtriebe, jedenfalls ein großer Teil davon bekannt war, und der auch wußte, daß der König sich damit befaßte — schreibt er doch, während das alles sich noch im Fluß befand, sehr deutlich darüber an La Marmora und andere —, stellt die Sache so dar, daß ein Teil von Garibaldis Anhang besorgt wurde, der General möchte in London von Mazzini gewonnen werden und die östlichen Pläne fahren lassen. Deshalb habe sich Alapka nach London begeben, ihn an seine feierlichen Versprechungen erinnert und zur Abreise bewogen. Es scheint indes zwischen Mazzini und Garibaldi nur zum Austausch von Höflichkeiten gekommen zu sein und nicht zu einer Aussprache über die Ziele. Als nun bald darauf Garibaldi in Ischia eintraf, angeblich wegen der dortigen Bäder, war die Meinung weit verbreitet, das sei das sichtbare Zeichen für den bevorstehenden Eintritt großer

Dinge. Da Marmora, der in Neapel kommandierender General war und dringend in Turin gewünscht wurde, erklärte, so lange Garibaldi in Ischia habe, könne er seinen Posten nicht verlassen. Die alten und jungen Anhänger des Generals Garibaldi, sein Generalstab, sammelten sich um ihn; die Spannung steigerte sich täglich. Da trat am 10. Juli eine Entspannung ein, die im höchsten Maß überraschend war. Im „Diritto“, dem Hauptorgan der Aktionspartei, erschien ein Artikel, den Minghetti einen „hinterlistigen“ Streich Mazzinis nennt; es kann indes sein, daß der Artikel, der ganz im Sinn Mazzinis gehalten war, nicht von ihm herrührte. Es hieß darin, daß Italiener, welche sich auf weit abliegende, ferne revolutionäre Unternehmungen einlassen, das Interesse des Vaterlandes schädigen und nur dem Interesse von Herrschern dienen, welche solche fernabliegende Unternehmungen begünstigen. Kein Land und kein Volk sei für einen revolutionären Freiheitskampf geeigneter als Italien und sein Volk. Jedermann wußte, daß diese feierliche, in den Formen eines Manifestes gehaltene Erklärung nicht die Schreibübung eines beliebigen Anonymus ist. Die fernabliegenden Pläne waren öffentlich kundgegeben, der König in grausamer Weise bloßgestellt, der Zwist zwischen den Häuptern der Revolutionspartei enthüllt; alles war in die Luft gesprengt: die Möglichkeit des Zusammenwirkens, die Ausführbarkeit aller Pläne. Der König war entrüstet. Garibaldi verließ nach einem Gespräch mit dem Königsboten Porcello sein Hauptquartier im Badeort, verzog sich in den Schmolzwinkel Caprera; sein Anhang wurde verabschiedet. Der Plan, den neuen Königspurpur Italiens mit roten Hemden stilvoll zu ergänzen und zu erweitern, mußte aufgegeben werden.

*

*

*

Mittlerweile hatten vier kluge Diplomaten Italiens, der Ministerpräsident Minghetti, der Außenminister Visconti Venosta, der Botschafter in Paris, Nigra, und der damalige Botschafter in Petersburg, Marquis Pepoli, Verhandlungen mit Frankreich so weit gefördert, daß sie dem Abschluß nahe waren. Der große Vorteil des verbrieften Abzugs der französischen Garnison aus Rom mußte jedoch mit hohem Kaufpreis bezahlt werden, mit der Verlegung der Reichshauptstadt von Turin nach Florenz. Indes dünkte Kundige kein Kaufpreis zu hoch, wenn es galt, die Franzosen aus Rom fortzubringen. Davon abgesehen, daß man den Preis in falschen Münzen bezahlen konnte — inwieweit das geschah, wird sich aus dem folgenden ergeben — wußte man wohl, welche Aussichten

sich dann aufturn. „Sobald die Franzosen fort sind, machen die Römer eine Revolution, veranstalten ein Plebiszit, und Rom ist unser.“ Ist es ein Mitglied der Linken gewesen, G. Vazzaro, der dieses am 16. Juni 1863 in der Kammer zu Turin redete, so hat Kaiser Napoleon in der Heimlichkeit freundschaftlicher Aussprache mit Francesco Arese einige Monate früher sachlich das nämliche gesagt: „Seid ruhig, schlafert den Papst ein, gebt ihm die Zuberficht, daß ihr ihn nicht angreifen werdet; mir ist nichts lieber, als wenn mir so ermöglicht wird, meine Truppen (aus Rom) fortzunehmen. Und nachher werdet ihr tun, was euch beliebt.“ Dem Außenminister Kaiser Napoleons blieb dieser gütige Rat seines Herrn wohlverborgen. Der Außenminister König Viktor Emanuels legte die kaiserliche Nichtschnur zu seinen wertvollsten Akten, aus deren Geheimsäckern sie später veröffentlicht wurde.

* * *

Die seit mehr als 15 Monaten ruhenden Verhandlungen mit Kaiser Napoleon wieder aufzunehmen, dazu boten im Frühjahr 1864 die üblen Nachrichten Anlaß, welche den baldigen Tod des Papstes erwarten ließen. Fest stand, daß man diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen dürfe. Aller Wahrscheinlichkeit nach durfte keine Zeit mehr vertan werden. Man würde aber nur dann vom Eintritt des Ereignisses nicht überrascht, wenn man einen festen, fertigen Plan hatte. Das Annexionsystem war ja ausgebildet und hatte sich an die sechsmal bewährt. Unruhen hervorgerufen, im Namen der Humanität einschreiten, unter militärischer Bewachung das Plebiszit in Szene setzen, und schon lobt das Werk den Meister. Im Fall der römischen Frage sind aber zwei Schwierigkeiten zu überwinden gewesen: Wie stellen sich die französischen Truppen zu diesen Vorgängen? war die eine; die andere: Überläßt man es der Aktionspartei, die Unruhen beizustellen, so kann man mißliche Überraschungen republikanischer Prägung und jakobinischer Wut erleben. Wenn die ersehnte Gelegenheit sich bietet, daß die Scharen Garibaldi's über das herfallen, was der General, dieser hochgemute Idealist und Philanthrop, „das schwarze Gespei“ nannte!

In großer Aufregung, die ihm sonst fremd war, schrieb Rigma: Der entscheidende Augenblick ist da. Stirbt der Papst, so befinden wir uns in der schwierigsten Lage, in der sich je eine Regierung befand“ (3. Juni 1864 an Minghetti). Rigma fährt fort, man solle sich doch keiner Täuschung hingeben. Wenn italienischerseits der Einmarsch auf päpstliches Gebiet erfolgt, italienische Truppen der französischen Garnison gegenüberstehen, so

läßt der Kaiser schießen. Man meine nicht, daß er sich überrumpeln oder einschüchtern lasse. „Ich beschwöre Sie, der Lage geradeaus ins Auge zu sehen. Man gibt hier zu, daß die Römer ihre Rechte in Anspruch nehmen. Man gibt nicht zu, daß wir ein Recht auf Rom beanspruchen. Die Initiative muß daher von den Römern ausgehen und nicht von der italienischen Regierung. Das brauchte indes Minghetti nicht gesagt zu werden. Am nämlichen Tage, an dem Nigra in Paris an ihn den gedachten Brief schrieb, schrieb er selbst in Turin an La Marmora nach Neapel genau im nämlichen Sinn. Man müsse wissen, was im Fall des Todes Pius' IX. zu geschehen habe. Der Aktionspartei dürfe man die Initiative nicht überlassen. Daß sie beim Eintritt des Ereignisses sich ruhig verhalte, daran denke kein Mensch. Man sei ihr also zuvorzukommen genötigt. Das geschehe durch feste Abmachungen mit Römern, die geeignet sind, ohne Frankreich zu verletzen, ein diplomatisches oder militärisches Eingreifen Italiens so herbeizuführen, daß die Regierung nicht bloßgestellt wird.

Da mittlerweile die Gesundheit des Papstes sich indes erheblich gebessert hatte, scheint der Brief an La Marmora vornehmlich den Zweck verfolgt zu haben, dem General klar zu machen, nichts sei wichtiger, nichts dringender, als den Abzug der Franzosen durchzusetzen. Das ließ sich nicht erst beim Eintritt des Todes Pius' IX. bewerkstelligen; ist es bis dahin nicht erreicht, so verstreicht diese einzige Gelegenheit; darum muß das jetzt gemacht, und schließlich, wenn es sein muß, jeder Preis dafür bezahlt werden.

Minghetti wollte zum voraus La Marmora für die Grundlinien der Septemberkonvention gewinnen; er hätte lebhaft gewünscht, daß ein großer Piemontese wie La Marmora im Kronrat säße, wenn Turin enthauptet werden soll.

Wenige Tage nach diesem Briefwechsel wurden die vier Bestimmungen der Septemberkonvention in Fontainebleau zwischen Kaiser Napoleon einerseits, Pepoli und Nigra anderseits verabredet.

Die Grundlage der Besprechungen bildeten Vorschläge, welche in den letzten Wochen vor Cavour's Tod von beiden Seiten für annehmbar angesehen worden waren. Frankreich gab seinerseits die Zusage, in bestimmter Frist seine Truppen aus Rom zurückziehen zu wollen; in Fontainebleau sprach der Kaiser von zwei Jahren. Soviel Zeit meinte er ausbedingen zu müssen, damit mittlerweile dem Papst die Möglichkeit offen stehe, eine eigene Armee anzuwerben. Italien gab seinerseits das Versprechen, das päpstliche Gebiet nicht anzugreifen, noch einen Angriff gegen es zuzulassen,

keinen Einspruch gegen die Anwerbung der päpstlichen Armee zu erheben, einen entsprechenden Teil der Staatsschuld des Kirchenstaates zu übernehmen, oder, wie man das vorsichtig ausdrückte, es sprach seine Bereitwilligkeit aus, in Verhandlungen betreffs Übernahme eines Anteils an der päpstlichen Staatsschuld einzutreten. Was bei den Vorbesprechungen in Fontainebleau neu hinzukam und schließlich dem vielumstrittenen Vertrag seine Eigenart gab, war die florentinische Klausel. Napoleon III. bestand darauf, es müsse eine greifbare Bürgschaft, ein Faustpfand gegeben werden, welches dem Versprechen volles Gewicht verleihe, daß Italien den Kirchenstaatsrest weder selbst angreifen wolle noch einen Angriff zulassen. Fehle es an einem Pfande, so werde alle Welt schreien, das sei eine abgefartete Komödie und bedeute die Preisgabe des Papstes von seiten Frankreichs. Da erwähnte Pepoli wie gelegentlich — wahrscheinlich ist es vorher so mit dem Kaiser beredet gewesen — man habe in den italienischen Regierungskreisen bereits öfter die Absicht gehegt oder erörtert, die Reichshauptstadt von Turin wegzuberlegen. . . . Kaiser Napoleon . . . überlegte; dann griff er erstaunlich fest zu und ließ bis zur Unterschrift nicht mehr locker: wird die Hauptstadt verlegt, so steht dem Vertragsabschluß nichts mehr im Wege, sonst sind die Verhandlungen vergeblich. Hatten die Vorbesprechungen in Fontainebleau ein festes Ergebnis erzielt, so galt es nun, ihnen die richtige Form zu geben und die diplomatischen Beilagen zu verfassen, welche den Gang der Verhandlungen und den Abschluß des Vertrags für die Öffentlichkeit frisieren. Das stellte Minghetti, Visconti Venosta und Nigra vor außerordentlich schwierige Aufgaben, vor so schwierige Aufgaben, daß auch das ungewöhnliche Geschick des Triumvirats, das die Septemberkonvention machte, sie nicht restlos zu lösen vermochte. Das Bedenken La Marmoras, man könne nicht versprechen, jeden Angriff auf das päpstliche Gebiet zu verhindern, weil man dieses Versprechen im eintretenden Fall nicht zu halten vermöge, das scheint ihnen nicht viel Pein bereitet zu haben.

Drei andere Nüsse aber galt es zu knacken. Die Verlegung der Hauptstadt ist von französischer Seite entweder als *conditio sine qua non* gemeint oder nicht. Wenn ja (und das war zweifellos der Fall), so greift Frankreich in rein innere Angelegenheiten Italiens ein, und zwar in einem Vertrag, dessen gemeinsame Grundlage das Nichtinterventionsprinzip sein soll. Wenn aber nicht, wie konnten dann italienische Unterhändler es zugeben oder gar vorschlagen?

Die zweite und größte Schwierigkeit ergab sich aus dem Nationalprogramm *Roma capitale*. Es hatte sich zu einem politischen Dogma verdichtet, auf das jeder Neupatriot Neutaliens wie eingeschworen sein mußte. Sollte die Verlegung der Hauptstadt fort von Turin, sollte näherhin die Wahl einer neuen Hauptstadt ein sichtbares und greifbares Pfand dafür sein, daß man Rom weder selbst angreifen noch einen Angriff zulassen wolle, so mußte die Wahl der neuen Hauptstadt den Sinn haben, daß man auf Rom als Hauptstadt verzichte. Mit diesem Geständnis konnte, durfte, wollte man weder vor die Öffentlichkeit noch vor das Parlament treten. Erklärte man aber ausdrücklich die neue Hauptstadt als provisorische, so verlor das Frankreich gegebene Pfand den einzigen Wert, wegen dessen es von Frankreich gefordert worden war.

Wir sagten, mit dem Verzicht auf *Roma capitale* konnte kein Ministerium vors Parlament treten, ohne in einer Zykone von Wutgeheul und Hohngelächter unterzugehen.

Hier lag die dritte große Schwierigkeit. Den Vertrag mit einer auswärtigen Macht schloß der König. Die Verlegung der Hauptstadt erfolgte durch königliches Dekret. Da die Durchführung aber erhebliche Kosten verursachte, mußte das Parlament sie bewilligen. Bei dieser Gelegenheit wurde selbstverständlich die ganze Frage nebst Zugehör aufgerollt. Man stand also, wenn die Schwierigkeiten alle gelöst waren, noch vor der Aufgabe, den Vertrag auf dem schwachen Schiff der Ministerbank durch Ortane in den Hafen des Majoritätsbeschlusses zu steuern. Das Schiff scheiterte vor der Ausfahrt; nicht mehr als acht Tage überdauerte das Ministerium Minghetti den Abschluß der Septemberkonvention. Die andern Hindernisse aber räumte es weg, so weit das die Beschaffenheit eines Vertrags gestattete, dessen Kontrahenten die stillschweigende Übereinkunft getroffen zu haben scheinen, kontradiktorisch entgegengesetzte Wünsche Mitbetheiliger durch zweideutige Bestimmungen gleichzeitig zu befriedigen. Kaiser Napoleon wünschte, daß sogar etwa Deuillot ihm nicht vorhalten könne, er habe den Papst preisgegeben, und Minghetti wünschte, daß auch Garibaldi nicht allzu rasend werde, und jedenfalls, daß ein Parlament, das nicht umhin kann, sich nahezu einstimmig für *Roma capitale* zu erklären, ihm die Gelder für *Firenze capitale* bewillige.

Mit einem formalen Auskunftsmittel kam man an der ersten Klippe vorbei. Es wurden zwei gesonderte Schriftstücke hergestellt: der Vertrag und ein Protokoll. Im Vertrag standen die Abmachungen über den

Abzug der Franzosen, die Anwerbung eines päpstlichen Heeres, die beiden Versprechungen Italiens, einen Angriff wider Rom weder vorzunehmen noch zuzulassen, und die Zusage betreffs der päpstlichen Staatsschulden. Im Protokoll stand, der vorstehende Vertrag erhalte erst Gesetzeskraft, wenn der König von Italien die Übertragung seiner Hauptstadt in eine von ihm zu bestimmende Stadt verfügt habe, doch müsse die tatsächliche Hauptstadtverlegung binnen sechs Monaten durchgeführt sein. Der Charakter einer rein inneren Angelegenheit wäre der Hauptstadtverlegung besser gewahrt geblieben, wenn im Protokoll einfach gestanden hätte, der König von Italien zeige dem französischen Kaiser die Verlegung seiner Residenz an. Man zog vor, zu sagen, der Vertrag habe erst Geltung, wenn die Verlegung verfügt ist. So wurde ein internationaler Vertrag eben doch von einer rein nationalen inneren Angelegenheit abhängig gemacht. Das hätte genügen können. Allein es wurde auch noch für die reine Verwaltungsmaßregel der Durchführung eine bestimmte Frist festgesetzt, ausbedungen. Da konnte man zum voraus die Linke lärmern hören „französische Knechtschaft“! Mit ungemeinem Geschick hat Nigra es versucht, in der behufs Vorlage ans Parlament ausgearbeiteten Note den Charakter der *conditio sine qua non*, der dieser inneren Maßregel eignete, so abzuschwächen, daß keine zu schreiende Einmischung Frankreichs in innere Angelegenheiten dabei herauskam. Er legte es so dar, daß die aus strategischen und aus Verwaltungsgründen geplante Verlegung der Hauptstadt in den Verhandlungen erwähnt worden sei. Darin habe Kaiser Napoleon eine neue Lage der Dinge erblickt, die ihm gestatte, den Abzug seiner Truppen ins Auge zu fassen. . . .

Von Rom war im Wortlaut des Vertrags nicht die Rede, nur vom *territoire actuel du St. Père*, von den *États pontificaux*, welche die Mehrzahl kaum mehr verdienten. Rom selbst war so gar nicht genannt, daß es gegen den Wortlaut der Texte nicht verstoßen hätte, wenn König Viktor Emanuel Rom zur neuen Hauptstadt erklärt und zugleich eröffnet hätte, daß ihm ein Angriff auf den Kirchenstaat fernliege, und daraufhin ruhig in Turin verblieben wäre. Und doch war Roma capitale der Angelpunkt der ganzen Angelegenheit. Hat die Wahl von Florenz nicht den Sinn eines Verzichtes auf Rom, so hat sie den Sinn nicht, um dessentwillen der Kaiser zum Vertrag Ja sagte. Darauf tüftelte man auf italienischer Seite eine Antwort aus, die den Stempel einer Notstandsaktion zu tragen scheint. Wir verzichten darauf, Rom mit physischen, mit Gewalt-

mitteln zur Hauptstadt Italiens zu machen, und dafür ist die Verlegung der Hauptstadt als Bürgschaft anzusehen. Das ist dem Nationalprogramm nicht bloß nicht entgegen, sondern durchaus gemäß; denn Cavour hat nie anders gesagt als so: „Nicht physische, sondern moralische Mittel sollen uns die Tore Roms öffnen.“ Unter den moralischen Mitteln versteht man vornehmlich den „Kulturfortschritt“, der allgemach mittelalterliche Ideen beseitigt. Diese Wirksamkeit werde bei der geringeren Entfernung zwischen Florenz und Rom besser zur Geltung kommen als bei der Distanz Turin-Rom, so wurde zur Beruhigung der Sturmgeister gesagt.

Raum war die Septemberkonvention bekannt geworden, so hieß es überall: Florenz Haltestelle unterwegs nach Rom!

Der französische Geschäftsträger in Berlin, Herr von Rayneval, berichtete bereits am 29. September nach Paris, das Lösungswort, das gegenwärtig von einem großen Teil der europäischen Presse aufgegriffen wurde, Florenz Haltestelle unterwegs nach Rom, hat den vollen Beifall der hiesigen demokratischen Presse. Gramont schreibt aus Wien nach Paris, auch dort sage man „Florenz Haltestelle“. Aus Rom kam die Nachricht, Kardinal Antonelli sehe in Florenz nur eine Haltestelle. Der französische Minister Drouyn de Lhuys mochte noch so nachdrücklich erklären, das entwerfe den Vertrag für Frankreich, es war nicht dagegen aufzukommen. Einer der beiden italienischen Unterhändler und Bevollmächtigten, dessen Unterschrift unter dem Vertrag stand, der Marquis Pepoli hochpersönlich, erklärte bei einem Bankett in Mailand am 9. Oktober 1864, die Septemberkonvention beeinträchtige in nichts irgend einen Teil des nationalen Programms. Ja, König Viktor Emanuel sagte selbst, wie della Rocca bezeugt: Firenze non è che una „tappa“, e a Roma ci andremo; und della Rocca schreibt anderwärts, der König habe Florenz gewählt, weil es ihn Rom näher bringe, das aufzugeben er nicht im geringsten beabsichtigte.

Die weiteren Schicksale der Septemberkonvention von ihrem Abschluß bis zu ihrem Bruch sollen im nächsten Heft erzählt werden. Hier mögen die Urteile zweier Antipoden den Schluß bilden, die aus sozusagen antipodalen Ursachen sich für den Vertrag zu interessieren gehalten waren, das Urteil Giuseppe Mazzinis und das des Grafen zu Rechberg, Außenministers Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef. Mazzinis Urteil ist seinem Brief vom 24. September entnommen, der als Manifest gedacht war, in Italien aber nicht gerade große Verbreitung erlangte. Er nennt die Kon-

vention ein Aspromonte in permanenza; diese Formel ist in den Redeschlachten des November 1864 von zwei Rednern der Deputiertenkammer in Turin verwendet worden, ohne daß ihr Urheber genannt worden wäre. Das ist die Konvention, wenn sie gehalten wird; eine beständige Androhung abermaligen Bürgerkrieges. Wenn das Königreich aber die Konvention nicht hält, was dann? Was nach Mazzini dann eintreten muß, liest man heute mit besonderem Interesse: Die Folge werde sein, daß man in Europa nie mehr irgend einem Versprechen Italiens trauen wird.

Rechbergs Urteil findet sich im Bericht des Herzogs von Gramont, des französischen Botschafters in Wien, an seinen Chef Drouyn de Lhuys (17. Oktober 1864). Gramont versichert, er gebe Rechbergs Äußerungen sovielmöglich mit dessen eigenen Worten wieder. Rechberg äußerte Bedenken betreffs der Absichten und der Vertragstreue Italiens. Der Bevollmächtigte Italiens, derjenige, der den Vertrag verhandelte und unterfertigte, habe erklärt, der Vertrag stelle keinen Punkt des nationalen Programms in Frage und löse nur das letzte Glied der Kette, das Frankreich mit den Feinden Italiens verband¹. Daraus folge zweierlei. Das Nationalprogramm bedeutet Roma capitale. Man bleibt also dabei, das zu wollen, was nach dem Vertrag und Frankreichs ausgesprochener Absicht abgeschlossen sein soll. Ferner der Heilige Stuhl, dessen Schutz Italien vertragsmäßig übernimmt, wird vom Bevollmächtigten Italiens der Feind Italiens genannt. Es soll dem Vertrag zur Empfehlung gereichen, daß es gelang, diesen Feind durch den Vertrag zu isolieren.

Unter diesen Umständen bedauert Rechberg, daß die im Vertrag enthaltene, durch Frankreichs hochgewertete Unterschrift verbürgte Sicherstellung

¹ In der vom französischen Ministerium des Auswärtigen herausgegebenen Dokumentensammlung „Les origines diplomatiques de la guerre de 1870/1871“ (IV [1911] 260—265). Zu den Worten Gramonts (Rechbergs) bemerken die Herausgeber, sie wüßten nicht, auf welche Aussprüche oder Berichte Nigras oder Pepolis sich das bezöge. Das Zitat ist wörtlich dem Mailänder Trinkspruch Pepolis entnommen, auf den wir schon früher hingewiesen haben. In der Herausgebernote liegt ein Schulbeispiel dafür, daß Editoren, die über unermeßliche Schätze von Archivalien nebst Zugehör an Hilfsmitteln frei verfügen, der gedruckten Literatur zuweilen nicht die ausreichende Aufmerksamkeit schenken; in diesem Fall sind die führenden Zeitungen Europas „gedruckte Literatur“, die intensiv zu benutzen wäre. Und da hätten die Editoren (bald nach dem 10. Oktober) überall Pepolis Rede gefunden, auf die sich übrigens auch Massimo d'Azeglio u. a. beziehen.

des Heiligen Stuhles eine Lücke aufweist. Es ist nur von Angriffen die Rede, die von außen kommen. Solche weder vorzunehmen noch zuzulassen verspreche Italien. Jedermann weiß aber, durch welche Mittel man in einem Staat wie dem des Heiligen Stuhles nach und nach durch fortgesetzte Einzeleinwanderung unter dem Schutze der beliebten Verkleidungen eine künstliche Einwohnerschaft schaffen kann, die in einem bestimmten Augenblick in Masse auftritt, das Revolutionsbanner schwingt, von jenseits der nahen Grenze moralisch und durch Geldzufluß unterstützt wird, die Absetzung des Papstes ausruft, und, durch die Maschen des Vertrags durchschlüpfend, eine vollendete Tatsache herbeiführt, deren Vorteile man sich anzueignen nicht verfehlen wird. Das Wiener Kabinett würde eine Bürgschaft Frankreichs wider derlei Gefahren mit Freude begrüßen. Gerade das, was Rechberg befürchtete, war der Plan Minghettis, wie oben aus Minghettis Briefen an La Marmora gezeigt wurde, wofür noch viel andere Beweise zu Gebote stehen. Rechberg sah den italienischen Ränken auf den Grund. Als Durando Außenminister Italiens war, sagte Rechberg in bezug auf eine Bürgschaft Italiens: „Diese Versprechungen haben nicht einmal den Wert des Fekens Papier, auf dem sie geschrieben stehen. Und ich möchte meinen, General Durando sei auch dieser Ansicht.“

Robert von Rostk-Mened S. J.